



• Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 39.

Wiesbaden, den 27. Juni 1915.

3. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Eine helle Nacht“, Novelle von Valeska Cusig. — „Die Jugend unseres Volkes“, von Dr. J. von Bülow. — „Preussisch“. — „Die fürstliche Waise“, von Hermann Wagner. — „Das Usatal“, von Karl Schütz. — „Der Pötel“, von M. Wert-Vuchberg. — „Bilderbogen fürs Haus“. — „Eustige Ede“.

Zum Geleite:

Wenn uns ein Gegenstand der Liebe aus diesem Leben entrückt ist, so empfindet das Herz oft eine unermeßliche Vereinsamung. Trostgründe sind da unrettung angebracht, sie füllen die Leere nicht aus; aber Liebe, die uns entgegen kommt, verhüllt doch wenigstens den Abgrund.

Adalbert Stifter.

Eine helle Nacht.

Novelle von Valeska Cusig.

Ein leichter Streifschuß am Arm. Man hatte ihn zehn Tage Urlaub angeboten, aber er zog es vor, die Heilung seiner Wunde hinter der Front abzuwarten. Solche Kleinigkeit! Wenn man die Wunden von Kameraden gesehen hatte, machte man kein Aufhebens von „so etwas“. Es zog ihn auch nichts heim. Doch — — sein Knabe! Von ihm wäre ihm die erneute Trennung schwer geworden, aber auch nur von ihm. Warum Seelenschmerzen unnütz aufrütteln. Auch für das Kind war es besser, er — der Vater — kam nicht erst heim.

Hinter der Front! Es war ganz belustigend. Sie lagen in einem kleinen, polnischen Dorf, dessen Bewohner freundlich und zuvorkommend gegen die deutsche Besatzung waren. Kurt Helmolt schritt durch die einzige Straße, die von seinen Pionieren aus der tiefen Verwahrlosung, in der sie sich auch sonst zu Friedenszeiten befunden, auf eine höhere Kulturstufe gehoben worden war. Durch die unverhüllten Fenster der niedrigen Hütten sah er die Familien friedlich um einen Suppennapf geschart, mit den Löffeln hineinlangend. Es machte einen merkwürdig beruhigenden Eindruck. Sie aßen den Zup,* eine polnische Nationalsuppe, etwas säuerlich, die jedenfalls gesünder war, als der in Deutschland zu jeder Tageszeit so beliebte zweifelhafte Kaffee. Ihm hatte sie an manchem kalten Tage gute Dienste geleistet. Weiter schritt er. Rechts glänzten die „Winzerstuben“, die Musketiere eines Berliner Garderegiments hierher gezaubert. Eine zusammengeschossene Scheune ist es, der noch ein paar Wände geblieben, und in die man einige Bänke hineingetragen. Ueber dem Eingang hängt an Drähten eine Wagenlaterne und darunter die freundliche Einladung: „Eintritt jedem gestattet, der Liebesgabengetränk mitbringt.“

* Zup — weich gesprochen. D. B.

O glücklicher Soldatenhumor!

Im Hintergrunde der offenen „Weinstuben“ sieht man eine Reihe roter Lichtpünktchen, wie Johanniskläser, — es ist das Leuchten von Liebesgabenzigarren, die da von einer Anzahl braver Musketiere behaglich geraucht werden. Man hört Lachen, manchmal einen Jodler. Das ist der verwundete Tiroler von den Verblindeten.

Weiter draußen vor dem Dorf hört man die Töne einer Ziehharmonika. Von einer Schalmee, die sich polnische Knaben aus dem frischen Holunder anfertigen, zieht die Melodie eines schwermütigen Volksliedes herüber — — dazwischen lassen die Grösche aus dem nahen Weiher ihr munteres Quaken hören und ein Urknall erschallt durch die Nacht.

Es ist so heimlich hier draußen — — man atmet Frieden — — Frieden mitten im Krieg.

Es ist eine Nacht mit wunderbar durchdringender Helle — — von den Sternen hernieder strömen Fäden von Licht — — rieselnde Bäche . . .

Und man empfand, daß ein Balsam fiel, der sich am Morgen als Tau verkünden würde, aber man sah dieses Fallen nicht, wie deutlich auch das Auge die Gegenstände der Welt unterscheiden konnte: dort die ausgebrannte Mühle, die hochaufragenden Pappeln am nächtlichen Horizont, die Fichten — — wie hochemporgehobene Arme sahen sie aus.

Aber den niederträufelnden Balsam sah man nicht — — man erlebte ihn . . .

Kurt Helmolt ließ sich auf einen am Wege liegenden Baumstumpf nieder und staunte ob dieser Nacht . . .

Ein Leben wuchs um ihn empor, von dem er noch niemals etwas erfahren hatte.

In seinem Studierzimmer und Laboratorium hatte sich ihm nie etwas davon enthüllt . . .

Jetzt sah er — — was?
Der Raum verschwand — — oder schrumpfte er nur zusammen?

Er wußte es nicht in dieser seltsamen Nacht.

Er sah in ein Zimmer mit hellen Biedermeiermöbeln, die ihm immer so unsagbar fade erschienen waren. Jetzt heimelten sie ihn mit einem Male an — — das tat die wunderbare, trunkene Nacht. In dem altväterlichen Sessel am Fenster saß eine junge Frau. War sie jung? Hatte er sie nicht oft genedelt: „Du siehst in dem Stuhl wie deine Ahne selber aus.“ Jetzt — — aus dem toten und doch so belebten Felde war es ihm, als wenn er seine Stimme von ehemals hörte. Sie klang sarkastisch und die Frau im Stuhl hatte jedesmal dabei aufgejuchelt. Er erinnerte sich, daß er sie nicht gar zu oft in jenem Stuhl sitzend getroffen hatte — — in den ersten Jahren ihrer Ehe gar nicht — — sie hatte keine Zeit zur Ruhe gehabt — — erst später — — wie war das doch gekommen — —?

Er hatte sie in heißer Leidenschaft umworben und zu seiner Gattin gemacht. Später — — als vier Kinder hintereinander gekommen waren und mit ihrem Sonnenschein auch die nagenden Sorgen um das tägliche Brot, hatte er seine Heirat eine Kopflosigkeit genannt. Die Zärtlichkeiten erstarben und die Bitterkeiten waren die Würze des Lebens. Jetzt in dieser hellen Nacht sah er jene qualvollen Jahre, wo die Liebe zu seinen Kindern ihn zur Arbeit peitschte und in seinem Herzen förmlich ein Haß gegen die zarte, schöne Frau entglommen war, deren stille Augen ihn störenhaft wie in einen See gezogen hatten. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, daß er sie zu sehr — geliebt. Jetzt erinnerte er sich, daß sie auf all seine sarkastischen Anspielungen nie ein Wort erwidert hatte. Ihre Schultern waren nur tiefer zusammengesunken und um ihren Mund hatte es gezuckt.

Die vier Kinder machten ihr Last — — sie arbeitete von früh bis spät, eigentlich mehr als er — — wie er jetzt plötzlich erkannte.

Er strich mit der Hand über die Augen — — merkwürdig, er sah das alles wie die Bilder eines Kinematographen an sich vorüberziehen, nur, daß der Lenker dieser Lichtbilder sie länger verweilen ließ, als es bei den gewöhnlichen der Fall war — — so lange bis der Beschauer sich an ihnen sattgetrunken . . . In jenen Jahren, wo die Kinder so viel Mühe gemacht, hatte er sie niemals in jenem Stuhl sitzen sehen — — niemals? Doch, einmal hatte er sie dort um Mitternacht in tiefer Ohnmacht gefunden — — die Handarbeit in den gesunkenen Händen. Er kam aus lustigem Freundeskreis — — man brauchte doch Erholung nach der Last des Tages! Jetzt — — hier in der geisterhaften Helle fragte er sich zum erstenmal, in was ihre Erholung bestanden hatte. Im Kinderlachen, würde sie ihm geantwortet haben — — das wußte er plötzlich so genau, als daß er den Arm in der Binde trug — — aber diese Erholung hatte sie vor dem Zusammenbruch nicht schützen können — — im Gegenteil, die Sorge um die Erziehung der lachenden Schar hatte die seine Seele immer tiefer gebeugt — — die Seele, die einen Halt gebraucht und keinen gefunden hatte.

Unwillkürlich riß er den Kopf in die Höhe, wie in jähem Staunen. Was war das für eine Nacht!

Drei Kinder starben in einer Woche, aber das Unglück brachte die Ehegatten nicht zusammen — — sie waren zu sehr auseinandergezerrt. Er erinnerte sich deutlich, daß er berechnet hatte, wie sie nun besser würden auskommen können und wie doch gar keine Erleichterung dabei in ihm gewesen war. Zum erstenmal hatte sein Glaube, daß nur Geld glücklich mache, einen Stoß erlitten. Der eine Knabe, der ihnen geblieben, wuchs und gedieh. Jetzt kam die Zeit, wo er sie öfter in dem Stuhle sitzend fand, der ihm so fade erschien.

In dieser wunderbaren Nacht sah er sie wieder — — ganz nah — — er sah die Furchen in dem weißen Antlitz, das erst dreißig Lenze zählte — — diese Runen hatten die Jahre allein nicht gezogen — — und er sah den wehen Zug um den Mund und in den Augen . . .

Die sahen ihn an mit einem Ausdruck, der aus den Tiefen eines blauen Sees zu kommen schien und sie fragten ihn: „Was hast du aus mir gemacht?“

Er machte eine Bewegung mit der Hand, als wolle er einen Vorhang zerteilen. Und er wußte mit einem Male ganz genau, daß diese Eindrücke über das Aussehen seiner Frau in Wirklichkeit gewonnen waren und daß sie nicht in dieser Nacht nur gespenstisch auftauchten. Sie hatten im Dämmerdunkel seines Unterbewußtseins gelebt und waren vom Alltag unterdrückt worden. Jetzt — — nachdem sein innerer Mensch durch gewaltige Ereignisse um und umgekehrt war, wagten sie sich ans Mondenlicht — noch nicht an die Sonne.

Und er saß ganz still — — unbeweglich, damit die Bilder des vom unbekannten, großen Künstler geleiteten Kinematographen restlos genossen werden konnten.

Aber er sah immer nur das Weib mit dem zuckenden Mund und den sorgenden Augen, und je länger er hineinsah, desto genauer trat ein Zeichen darin auf, ein Zeichen, das er nicht anders deuten konnte, als dem der großen, noch nicht gestorbenen Liebe zu ihm . . .

Da konnte er nicht mehr hinschauen — — er begrub sein Gesicht in der einen gesunden Hand und weinte . . .

In derselben Nacht saß sie in ihrem Sehnstuhle am offenen Fenster. Nebenan schlief der Knabe. Sie sah hinaus in den blühenden Garten, dessen Gliederdolden einen geheimnisvollen Duft ausströmten. So sinnbetörend war er ihr noch nie erschienen. War es die Sehnsucht, die ihre Nacht in der Blumenseele entfaltete?

Ein himmlischer Friede breitet sich vor ihr aus. Und sie faltet die Hände — — sie dankt den fernen Kriegern, daß sie der Heimat diesen Frieden erhalten. Wo sie wandern, können keine Blumen blühen, denn mit ihnen schreitet der Krieg. Aber sie sorgen, daß er das Heiligtum der Heimat nicht entweiche. Auch ihr Gatte ist unter den Helden. Und auch vor ihr steigen Bilder auf, erst beseligend schön — — dann traurigere und traurigere. Merkwürdig — — als wenn das alles, was sie im Laufe ihrer Ehe erlebt, an ihr vorbeizöge wie im Film, nur daß die Bilder länger verweilten. Sie sieht ihre toten Lieblinge, die eine Epidemie dahingerafft — — und sieht die kleinen Särge, von Blumen umkränzt, sich und den Gatten dahinterschreiten, dicht nebeneinander und doch durch Meilenferne voneinander getrennt. Dann den Ausbruch des Kriegs, in den er jubelnd gezogen. Sie hatte gehofft, die Trennung — — eine Trennung vielleicht für immer — — würde die tote Liebe neu auferstehen lassen, aber nein — — er hatte den Knaben geherzt und geküßt, von ihr einen kühlen Abschied genommen, einen Abschied, der dem Verhältnis entsprach, das seit Jahren zwischen ihnen geherrscht.

Seine Nachrichten waren kurz und sachlich. Er gab ihr Anweisungen für Familiengeschäfte, für die Erhaltung ihres kleinen Hauses, einmal auch war es wie ein Testament gewesen — — ein Vermächtnis — — da hatte ihr Herz eine Sekunde ausgefetzt . . .

Ihre Freundinnen hatten auch die Männer im Felde. Neben der glühenden Angst um sie wuchs ihre Liebe — — erstarrte sie wie ein Baum, der von Balsam genährt wird.

Dieser Balsam war nicht zu sehen — — er mußte erlebt werden.

Neulich war einer auf kurzen Urlaub gekommen — — überraschend — — sie war Zeugin von dem Wiedersehen gewesen. Wie sie beide gejauchzt hatten, als sie einander in die Arme flogen! Und waren doch älter, als sie — — beide heraus aus der ersten Jugendtorheit — — beide mit einem weißen Schimmer in den Haaren — — Eltern von sechs Kindern . . .

Der Krieg hatte sie jung gemacht.

O diese Sehnsucht nach derselben alten jungen Liebe! Wie war er, Kurt, glühend als Bräutigam gewesen! Jede Mißstimmung, immer durch seine große, unbegründete Eifersucht von seiner Seite hervorgerufen, hatte ihn nach kurzer Zeit heißer in ihre Arme zurückgeführt.

Einmal — — sie mußte lächeln, wenn sie daran dachte — — war er aus ihrem Elternhause zornig abgereist. Vergeblich hatte sie an seinem Halse gehangen — — ihn zu be-

ruhigen versucht — seine jähe Natur war dieses Mal zu sehr aufgeregter gewesen. Trotz ihrer Tränen!

Und schon am nächsten Morgen hatte sie die Depesche in den Händen gehalten — die wenigen Worte: „Ich komme zu dir!“

Wie ein Schrei hatten diese Worte dagestanden — wie ein Jubelschrei: „Ich komme zu dir!“

O, wenn sie diesen Schrei noch einmal hören könnte! Sie horchte hinaus in die geisterhaft helle Nacht — aber was für geheimnisvolle Stimmen auch zu ihr sprachen — der Schrei erklang nicht . . .

Sie öffnete die Schieblade ihres Nächtisches und tastete in den Fächern. Dort lag verborgen jene Depesche und oft hatte sie sie zwischen der Arbeit heimlich hervorgezogen und wie etwas Verbotenes gelesen. Sie fand sie im Finsternen. Wie oft hatten jene Worte ihr die glückliche Vergangenheit lebendig gemacht und die Erinnerung ihr geholfen, die Einsamkeit ihrer Ehe zu ertragen.

Auch jetzt — in dieser Nacht, wo vergangenes Glück heraufquoll aus dunklen Tiefen, wie dort das Mondenlicht aus den blauen Tiefen der Wolken — mußte sie sich an jener Erinnerung aufrichten. Ihre Finger entfalteten das kleine Papier — ihre Augen suchten die Worte und es war ihr, als könnten sie sie lesen — die Worte standen ja so groß und deutlich vor ihr — und ihre Seele las sie wie vom Sonnenlicht beschienen . . .

„Ich komme zu dir!“

Sie erwachte mit schmerzenden Gliedern — fröstelnd — und wurde sich beschämt klar, daß sie in diesem Stuhl eingeschlafen war — die Depesche in den Händen, das Gesicht in Tränen gebadet.

O Leben — Leben — o Täuschung — o Leid!

Noch schlief der Knabe nebenan — sie hörte seine Atemzüge, aber der Alltag hatte seinen Anfang genommen. Der Milchmann kam die Straße herauf, der Bäckerjunge hing seine Beutel an die Türen und da — war das nicht sogar schon ein Bote der Post? Er machte vor ihrer Gartentür halt, aber der planmäßige Briefträger konnte es nicht sein.

Eine Depesche! — Ihre Knie wankten —

Es konnte nur die Nachricht sein, daß Kurt gefallen sei! O wie gut, daß sie schon angekleidet war — nicht warten lassen brauchte. Sie wankte und nahm doch die ganze Willenskraft zusammen, um aufzuschließen, dem Boten entgegenzugehen.

Sie vergaß, daß sie in ihrer Hand noch immer jene andere Depesche trug . . .

Wie sie in den Garten gekommen war, dem Boten ein Trinkgeld gegeben hatte, wußte sie später nicht mehr. Sie erinnerte sich nur, daß vor ihr ein blutiger Schein getanzt hatte — darinnen ihre Augen nichts weiter zu erkennen glaubten, als das eine furchtbare Wort: „Gefallen . . .“

Noch hatte sie die Depesche gar nicht entfaltet, aber es war ihr, als lodere dieses Wort, in Blut geschrieben, durch das Papier hindurch.

Und die Sonne schien so heiß . . . die Frühlingssonne . . . oder war es nur die brennende Angst, die Glut in sie hineingefäßt hatte und um sie her . . . eine glutrote Glut . . .

Endlich hatten ihre zitternden Hände das kleine Papier entfaltet — ihre flackernden Blicke die wenigen Worte entziffert . . .

„Mein Gott —!“ Sie schrie es hinaus — sie war so übermächtig, so matt von dieser Nacht, daß sie nichts als törichtes Zeug machte — ihre fliegenden Hände konnten mit dem Entfalten der neuen Depesche nicht fertig werden — immer kam ihr die alte dazwischen — jener heiße, helle Schrei: „Ich komme zu dir!“

Wenn ihr doch jemand hüfe! Aber nein, — sie muß allein fertig werden — jetzt und immer — denn er — war ja nicht mehr.

Es hat sich in ihr Gehirn gefressen — das letzte Schreckliche!

Nur das kann ihr diese Botschaft bringen — nur das! Endlich hat sie die kleine Bank in der Vorlaube erreicht. Dort läßt sie sich nieder und legt beide Depeschen jetzt vor sich auf die Knie.

Sie hat sich gefaßt und lieft ruhiger. Aber was ist das? Beide Telegramme lauten gleich — sie sind kaum voneinander zu unterscheiden — das eine ist zwar vergilbt, aber das können jetzt ihre tränenumflorten Blicke nicht erkennen. Die sehen nur die Worte — die gleichen — segnenden!

In ihrer zitternden Angst hat sie geglaubt, immer nur die alte Depesche vor Augen zu haben — ihr Verzicht auf jede Wiederkehr alten Glückes hat diese — gerade diese Worte nicht noch einmal erwartet!

O seliger Irrtum!

Und ihre Blicke suchten die Buchstaben immer wieder — und starren und lesen — bis endlich die volle Gewißheit in ihre Seele strahlt . . .

Ja, strahlt mit Frühlingssonnenkraft!

O Leben — Leben — o Sonne — o Glück!

Denn was sie lieft — es ist der heiße helle Sehnsuchtschrei: „Ich komme zu dir!“

Sie breitet die Arme aus, dem blühenden Fenz entgegen, der ihr das Glück ihrer Jugend wiederbringt, und ihr Herz schlägt hoch: „Zu mir zurück!“



Die Jugend unseres Volkes.

Säen-Gedanken eines Vaters. Von J. v. Bülow.

Man verbietet uns nachdrücklich das Schreiben über die Friedensbedingungen. Es soll über die Nützlichkeit dieses Verbotes hier nicht gestritten werden, eines aber kann und wird man uns hier nicht verlagern dürfen, das ist die Erörterung der Bedingungen, unter denen wir nach einem hoffentlich nicht allzu fernem Frieden unser Leben daheim einrichten müssen. Diese Kriegsziele müssen heute bereits besprochen werden, damit wir nicht unvorbereitet in den Frieden eintreten.

Vor allem müssen wir uns darüber klar werden, daß dieser Krieg unser Volk in einer ganz anderen Zusammenfassung zurücklassen wird. Diejenigen Bestandteile, die fraglos in den letzten Jahren das stärkste Wort geführt und die Größe unseres Volkes nach innen und außen herbeiführten, sie, denen wir auch den unaussprechlichen Sieg in diesem Kriege zu verdanken haben werden, treten, durch die unerbittliche Senke des Krieges hinweggemäht, zahlenmäßig zurück. Nach dem Kriege wird es unter den Männern unseres Volkes (aber auch denen der anderen Länder) sehr viel mehr Knaben unter Zwanzig und alte Leute über Vierzig geben als die dazwischen stehenden jungen Männer in den sogenannten „besten Jahren“. Dadurch werden notgedrungen die Gegensätze zwischen jung und alt, die sich in den letzten Jahren schon stark bemerkbar machten, verschärft werden. Die Pflichten des Alters werden erheblich erhöht; es wird vor allen Dingen sich den Forderungen des Tages in ganz anderer Weise anzupassen genötigt sein als bisher. Die Meinung, daß die Jugend das Alter ehren und seine Anschauungen, auch wenn sie nicht nur auf der größeren Erfahrung und Weisheit beruhen, zu achten habe, wird eingeschränkt werden. Die Jugend wird noch mehr als heute zu ihrem Rechte kommen. Sie ist die Zukunft, auf ihr beruht die Hoffnung und die Möglichkeit eines Fortbestandes unseres Volkes, eine Erkenntnis, die zwar nicht neu ist, aber sich umso stärker andrängt. In den letzten Jahren hatten wir uns etwas daran gewöhnt, einen Krieg als unwahrscheinlich zu behandeln und demzufolge die Erziehung unserer Jugend nicht in erster Linie auf die Verteidigung unseres Besitzes mit der Waffe hingelenkt. Wir ließen es uns genug sein, daß die Heerespflicht bestand; und daß ein jeder wehrfähige junge Mann eine lange Zeit seines Lebens der Waffe zu „opfern“ hatte, erschien uns mehr als genug. Darum überließen wir gar vieles dem Heere, was schon in die Ausbildung der Jugend von Anbeginn an hinein gehörte. Das wird in Zukunft anders werden müssen. Wir werden unsere Knaben von klein auf mit dem Gedanken vertraut machen, daß sie, sobald sie dazu imstande sind, die Waffen für das Vaterland werden ergreifen müssen. Denn, daß diesem Kriege — möge er nun mit einem ausschlaggebenden Siege oder mit einer allseitigen Erschlaffung enden — andere in nicht allzu ferner Zeit folgen werden, darüber besteht wohl kein Zweifel. In den zukünftigen Kriegen wird das Volk überdauern, das die beste Jungmannschaft herausstellen kann. Im gegenwärtigen Kriege sind es fraglos wir, aber diese Ueberzeugung darf nicht zur Ueberhebung werden. Sie muß nur die Grundlage sein für die Erkenntnis, daß wir uns auf dem richtigen Wege befunden haben, zugleich aber auch für das feste

Vollen, weiter zu bauen und die heranwachsende Jugend zu einer zu machen, die in jeder Beziehung den Kampf mit allen geistigen und körperlichen Waffen aufnehmen kann. In Zukunft wird man keine Militärvorlage wieder ablehnen, aber man soll sich darüber klar sein, daß die besten Anlagen für das Volkskapital in dem Ausbau der Jugendpflege liegen. Wir müssen von der zukünftigen Friedensregierung verlangen, daß sie alles tut, um dem deutschen Volke einen zahlreichen und gesunden Nachwuchs zu erhalten. Darum wird das erste eine verständige Säuglingsfürsorge sein. Die Heiligkeit der Mutterschaft wird als das erste Gebot gelten müssen. Wir müssen uns darüber klar sein, daß jedes Menschenkind, das von einer deutschen Mutter geboren wird, ein Kleinod darstellt, das nicht sorgfältig genug gebildet werden kann. Denn in ihm, in ihrer Gesamtheit liegt die Zukunft unseres Volkes. Der Arzt, der Jugendpfleger werden es sein, die die Grundlage für die Militärtüchtigkeit, die Kampftüchtigkeit Deutschlands schaffen. Ihnen müssen Milliarden zur Verfügung stehen, die sich, weil sie einen Krieg in Zukunft verhindern oder einen siegreichen Abschluß herbeiführen können, hundertfach verzinsen werden.

Doch nicht nur die körperliche Pflege der Jugend, einerlei, welchen Standes, gehört zu unseren Hauptaufgaben, auch ihre geistige Erziehung wird in ganz anderer Weise wie bisher geregelt werden müssen. Durch die Teilung unserer Schulen in verschiedene Gattungen erreichen wir eine Volksbildung, die sich nicht nach den Fähigkeiten des einzelnen Kindes, sondern nach dem Geldbeutel des jeweiligen Vaters richtet. Dadurch gehen notwendigerweise eine ganze Anzahl wertvoller Kräfte verloren, weil ihnen von vornherein die Möglichkeit höherer geistiger Bildung verschlossen wird. Auf der anderen Seite werden durch die künstliche und nicht im Einklang mit ihrer Veranlagung stehende Erziehung weniger gut beanlagte Kinder zu Gelehrten und sogenannten höheren Berufen eine Menge Volkskräfte falsch geleitet. Die Feststellung, wer für diese oder jene Berufe sich eignet, darf nicht auf dem väterlichen Vermögen beruhen, sondern nur auf dem unparteiischen Ergebnis vollkommen gleichmäßiger Schulbildung aller Volksschichten. Die Gefahr, durch eine solche Verschiebung in den Berufszahlen zu erreichen, darf nicht befürchtet werden. Diejenigen, die sich aus den unteren Klassen zu den Berufen, die heute den Vermögensgehenden vorbehalten sind, hinaufschwingen, werden nicht mehr sein als die anderen, die dann aus jenen Kreisen zu einer nützlichen und erfolgreichen Handarbeit gebracht werden. Die Anschauung, daß es mehr oder weniger vornehme Berufe gebe, wird mit der Zeit hoffentlich vollkommen verschwinden. Schon dieser Krieg beweist ja, daß nur der Mann etwas gilt, nicht bloß sein Stand und sein Name. Man wird natürlich eine Leistung nach ihrem Erfolge mehr oder weniger hoch einschätzen; aber diesen Erfolg wird man nicht davon abhängig machen, ob der Vater des Betreffenden einen größeren oder kleineren Geldbeutel hatte.

Das bedeutet natürlich eine vollkommene Umwälzung unseres Schulplanes, aber was will das heißen gegenüber den zahllosen Begriffsverschiebungen, die die große Zeit ohnehin mit sich bringt! Das Wort hierzu müssen wir Fachleuten überlassen und können uns nur auf ein paar Anregungen beschränken. Entsprechend dem soldatischen Geist, der immer mehr als die Grundlage des deutschen Erfolges erkannt wird, kann auch in der Schule bereits darauf Rücksicht genommen werden. Der Ehrgeiz der Schüler, das Streben nach einem geistigen Erfolge kann genau so gut durch Beförderung unterstützt werden, wie es im Heer und im Leben überhaupt der Fall ist. Der Verteilung der Klassenplätze nach Fleiß und Begabung wird man aus diesem Grunde von neuem das Wort reden müssen. Außerdem können die älteren Schüler zum Unterricht der jüngeren selbst herangezogen werden, was einerseits Lehrkräfte spart, andererseits das Schulleben für die Kinder reizvoller gestaltet.

Von großer Bedeutung halten wir einen Vorschlag, der kürzlich von einer Berliner Zeitung gebracht wurde, wonach ein Werkjahr in die Schulzeit eingefügt werden soll. Der Wert einer gewissen Handfertigkeit wird von keinem Denker unterschätzt werden. Immerhin ist hier zwischen Theorie und Praxis noch eine große Lücke, denn den höheren Schülern fehlt durch die Ausdehnung des Lehrplanes heute tatsächlich die Zeit, sich mit irgendwelchen praktischen Handfertigkeitenfragen zu beschäftigen. Nur die, deren Veranlagung sie ganz besonders stark darauf hinbrängt, werden dazu kommen. Die Einführung eines Werkjahres in den Lehrplan würde die körperliche und geistige Entwicklung der Schüler ganz erheblich steigern. Der Vorteil läge auf Seiten des einzelnen wie der Allgemeinheit, denn ein solches Werkjahr würde für alle die Schüler von hohem Werte sein, die sich, ihrer Veranlagung nach, einem praktischen Beruf zuwenden wollen. Das Bedürfnis nach einer gewissen Handfertigkeit hat sich in diesem Krieg besonders gezeigt. Hier liegt nicht nur die Körperkraft und der höhere Ver-

stand, sondern auch die Fähigkeit, sich durch tausend kleine Geschlichkeiten über die Beschwerden des Feldzuges hinwegzuhelfen, an der richtigen Stelle eine Verteidigungsmaßnahme zu treffen, ja, die geeignete Waffe schnell zu erfinden. Wenn auch einer höheren Intelligenz das Anpassen an solche neuen Erfordernisse leicht fällt, so wird ihr doch die einmal gemachte Erfahrung von noch größerem Nutzen sein.

Dann dürfen wir nicht vergessen, daß wir nach diesem Kriege eine Ausdehnung des Dienstes fürs Vaterland bekommen werden und bekommen müssen, wie es sich heute noch gar nicht übersehen läßt. Zur Vermeidung künftiger Angriffe wird sicher dann jeder Mann nach seinen körperlichen und geistigen Fähigkeiten in den Dienst der Vaterlandsverteidigung gestellt werden. Der Begriff des „Dienstuntauglich“ wird fast verschwinden, denn irgendwelchen Nutzen kann jeder, der über ein Mindestmaß geistiger und körperlicher Kräfte verfügt, leisten. Wer zum Dienst mit der Waffe nicht geschickt ist, wird, wie es heute schon vorübergehend der Fall ist, als militärischer Arbeiter eingestellt werden. Selbst der Mann, den man heute wegen Fehlen eines Gliedes oder wegen eines organischen Mangels fortschickt, wird Schreiarbeit leisten können und müssen. Für alle diese wird ein solches Werkjahr eine vortreffliche Vorbereitung sein.

Eine erhebliche Änderung wird auch in der Dauer des Schulbesuches eintreten müssen. Es ist ganz sicher, daß für bestimmte Berufe der Schulbesuch zu lange, für andere wieder zu kurz ist. Die Notwendigkeit, sich nach Vollendung der Schule sofort für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, bedeutet eine falsche Verteilung der vorhandenen Kräfte, denn tatsächlich werden die wenigsten jungen Leute zwischen 14 und 20 in der Lage sein, zu wissen, welche Tätigkeit sich für sie eignet. Die Besonderheiten eines Berufes lassen sich ja immer erst erkennen, nachdem man einige Zeit darin gearbeitet hat. Der Kampf um das tägliche Leben bringt es aber mit sich, daß die wenigsten sich zu einem Umsatteln entscheiden, wenn sie auch erkennen, daß sie in ihrer Wahl fehlgegriffen. Daran hindert sie der Ehrgeiz und die Befürchtung, für den neuen Beruf zu alt zu werden und oft die materielle Notwendigkeit, in einer bestimmten Zeit zum Verdienste zu gelangen.

Auch sind die körperlichen und sittlichen Gefahren, die in der Freiheit der Lehr- oder Studentenzeit liegen, für einen großen Teil unserer jungen Leute erheblich. Man wird deshalb bemüht sein müssen, für alle Berufe ein gleichmäßig grundlegendes gebundenes Studium an die bisherige Schulbildung anzufügen. Die Kenntnis der Umrisse der verschiedenen Wissenszweige kann bei keiner Tätigkeit schaden, und dadurch, daß sie gelehrt werden, wird dem jungen Menschen die Entscheidung für sein späteres Leben erleichtert. Ebenso sollen alle für das Vaterland zu leistenden Dienstzeiten gleich im Anschluß an den Schulbesuch gelegt werden, um den jungen Mann — und wir dürfen es wohl hier gleich aussprechen, auch das junge Mädchen, das in keiner Art zum Vaterlandsdienst herangezogen werden muß — für den Kampf im Leben gereifter und schließlich auch zeitlich freier werden zu lassen.



Preußisch.

Keine Furcht vor einer langwierigen und hoffnungslosen Definition! Nur ein Geschichtchen will ich hier erzählen, das vielleicht den Namen „Preußisch“ verdient.

Frl. G., die Tochter eines bekannten Schriftstellers — eine Pflegerin von Herzens Gnaden, eines jener herrlichen Frauengemüther, die den ganzen Schatz weiblicher Fürsorge und Zartheit den Leidenden darbringen —, widmet sich zur Zeit in einem hiesigen Lazarett fünf Verwundeten, denen die Kugel des Feindes das Köstlichste geraubt hat, das den Menschen gegeben ist: das Augenlicht. Sie ist ihren Schützlingen Helferin und Trösterin, Arm und Stütze, Auge und Licht.

Kürzlich führte sie eines ihrer großen, starken, dankbaren Kinder in Gottes freie Luft, wo den Lichtberaubten den Hauch der Schöpfung anweht. Den Pflegling am Arme, ging sie Unter den Linden. Ein preußischer Hauptmann, eine stolze Hünengestalt mit kräftigem und doch feingeistigem Kopfe, kommt den beiden entgegen. Er stützt einen Augenblick, dann geht er entschlossen auf den Feldgrauen zu, legt

ihm die Hand leicht auf die Schulter und sagt in ruhigem, aber doch durch Ironie leicht geschärftem Tone: „Na, unseren guten Verwundeten geht ja manches durch; aber das wollen wir doch nicht einführen, daß der Soldat zur Unzeit seinen gesunden Arm schon und dem Vorgesetzten den vor-schriftsmäßigen Gruß verjagt.“

Der Soldat zuckt zusammen. Kein Wort der Entschuldigung kommt über seine Lippen. Sein Gesicht rötet sich; nicht die Scham des Gerügten, ein jäher Schmerz malt sich in seinen Zügen. Mechanisch hebt er den Arm, um zu salu-tieren. Frä. G. aber haucht dem Hauptmann zu: „Sie tun dem Mann unrecht — er hat Glasperlen in den Augen-höhlen . . .“

Jetzt steigt dem Offizier eine Blutwelle ins Gesicht. Wider seine Art verlegen, blickt er ein Weilchen auf den Boden. Dann wendet er sich salutierend an die Dame: „Graf P., Hauptmann beim . . . Regiment. Darf ich um Ihren Namen und die Angabe Ihres Lazarets bitten?“ — Kurz, streng, mit leichtem Kopfnicken, erteilt Frä. G. die gewünschte Auskunft und schied sich an, weiter zu gehen.

„Nur ein paar Sekunden noch,“ ruft der Hauptmann ihr zu, langt rasch seine Brieftasche hervor und überreicht ihr eine Zwanzigmark-Note mit den Worten: „Darf ich Sie bitten, das für Ihren Schützling anzunehmen und ihm eine gute Stunde zu bereiten, die ihn für einen peinlichen Augen-blick entschädigt?“ Schweigend, mit einer Miene, die zu sagen scheint: „Das darf ich nicht ablehnen“, nimmt Frä. G. die Note entgegen. Kurzer Gruß von beiden Seiten, und die Begegnung ist zu Ende.

Drei Tage später. Im Lazarett wird der Hauptmann Graf P. der Pflegerin gemeldet. Kühl und förmlich empfängt Frä. G. den Besucher.

„Ich werde Sie nicht aufhalten, meine Gnädige, nicht Ihren Pflichten entziehen,“ fügt der Offizier rasch seinem Gruße hinzu, „es handelt sich um ein kurzes Ersuchen. Der Brief hier in meiner Hand enthält 75 000 Mark — Freunde von mir haben den Betrag, den ich widmen konnte, ergänzt. Wollen Sie so gütig sein, die Summe dazu zu verwenden, daß Ihren blinden Schützlingen ihre Lage erleichtert und der Weg zu einem passenden Berufe gebahnt wird?“

„Ja, das will ich!“ ruft Frä. G. mit leuchtenden Augen, und alle kühle Rückhaltung fällt von ihr ab, „darf ich Sie bitten, mir in die Schreibstube zu folgen, damit ich Ihre großherzige Spende quittiere?“

„Ist nicht nötig, mein Fräulein. Ich danke Ihnen, alles ist in Ordnung,“ und mit schneidigem Gruß — dies-mal hat er es eilig — tritt der Offizier den Rückweg an. Wieder eine kurze Begegnung. Aber diesmal bleibt ein Glücksschimmer in zwei sorgenden Herzen zurück und strahlt weiter — bis in verdunkelte Augen. —

Ist das nicht preussisch — vom Anfang bis zum Ende?



Die fürstliche Gabe.

Von Hermann Wagner.

Eines Tages, als ihre Hoheit, die Fürstin, gerade nichts Besseres zu tun hatte, besann sie sich, daß sie eine echte Russin und gute Patriotin sei, ließ anspannen und befahl, nach dem Spital zu den Verwundeten gefahren zu werden. Dort sah sie viel Elend und großen Jammer, so daß ihr Herz in seinem Innersten von einem heißen Mitleid ergriffen wurde. Während zwei dicke Tränen in ihren Augen standen, ging sie von Bett zu Bett, betrachtete die blassen, eingefallenen Gesichter der Sol-daten, lächelte wehmütig-berührt, versuchte einige Worte des Trostes und streichelte einem Ruschik, der das Augenlicht ver-loren hatte, sogar die unförmige, schwielige Hand. „Brave Leute,“ dachte sie, während sie wieder in ihren Wagen stieg, um nach Hause zu fahren, „man muß etwas tun, um ihnen eine Freude zu bereiten.“ Und ohne zu zögern — denn Ihre Hoheit

waren vergehlich — wandte sie sich an ihren Gatten, den Fürsten, mit der Bitte, er möge dem Spital für die armen Ver-wundeten sogleich einen ansehnlichen Betrag ausgeben lassen. Der Fürst küßte sie auf die schönen Augen, drückte ihre edle Hand und sagte voll Bärtlichkeit: „Gewiß doch, mein Engel! Gans wie du befehlst!“

Was ist ein ansehnlicher Betrag? Für einen Menschen von der Art des Fürsten mag das eine Million sein. Für einen armen Ruschik aber, der verwundet und hilflos im Spital liegt, ist das zweifellos schon ein Rubel. Ein einziger Rubel! Der Fürst freilich war ein Mann, dessen Charakter eine gewisse Großzügigkeit eigne war. Außerdem aber liebte er seine Gattin über alles, und Wünsche, die sie äußerte, waren ihm Befehle. Deshalb rief er seinen Sekretär herbei, übergab ihm fünf ein-zelne Scheine und sagte: „Simon Simonitsch, zählen Sie hier das Geld nach. Wieviel ist es?“

„Fünftausend Rubel, Hoheit.“
„Ganz richtig, fünftausend Rubel. Eine schöne Summe Geldes, wie?“
„Eine schöne Summe Geldes,“ pflichtete der Sekretär devotest bei, „in der Tat!“

Der Fürst machte eine große Geste. „Nichtsdestoweniger, Simon Simonitsch, werden Sie diese Summe nehmen, um sie den Verwundeten im Spital als ein Geschenk der Fürstin zu überbringen.“

Der Sekretär beugte sich sehr tief.
„Denn,“ fuhr der Fürst sehr hoheitsvoll fort, „die Fürstin war von dem, was sie im Spital gesehen hat, so erschüttert, daß sie, um ihrem geprüften Herzen Luft zu machen, zu diesem edlen Auswege einer milden Gabe griff.“

Der Sekretär verbeugte sich noch tiefer.
„Hier, nehmen Sie also,“ sagte der Fürst.
Und Simon Simonitsch nahm.

Simon Simonitsch nahm, weil das Nehmen eine der aus-geprägtesten Eigenschaften seines Charakters war. Aber er nahm immerhin nur dreitausend Rubel, während er den Rest jenem Zwecke auszuführen gedachte, den er als echter Russe und guter Patriot für einen edlen hielt. Er stieg also in eine Droschke und ließ sich zu dem Direktor des Sanitätswesens und der Verwundetenpflege fahren und übergab diesem die Summe von zweitausend Rubel, mit der Befehle, sie als ein Geschenk der Fürstin für die Verwundeten zu betrachten. Der Direktor, ein Mann von stattlichem Aussehen, mit schwarzem Vollbart und goldenen Augengläsern, betrachtete sie und ihr Anblick trieb ihm zwei Tränen in die Augen. Er drückte dem Sekretär gerührt die Hand. „Euer Wohlgeboren,“ sagte er, „bestellen Sie Ihrer Hoheit, der Fürstin, daß meine armen Verwundeten ihr danken lassen! Aus tiefstem Herzen! Viele tausende Male!“ Und er nahm sein Taschentuch, wischte sich die feuchten Augen, nickte dem sich verabschiedenden Sekretär bewegt zu und verschloß die zwei Tausenderbanknoten sorgfältig in seinem Schreibtisch.

Wer nun glaubt, daß die zweitausend Rubel in diesem Schubfach des Schreibtisches nie mehr das Licht der Welt erblickt hätten, täuscht sich in dem Grade jener Ehrlichkeit, die dem Direktor zu eigen war. Gewiß, dieser schwarz behaarte, golden befräute und gut genährte Mann würde keinen Augen-blick geädert haben, die erhaltene Summe zu unterschlagen, wenn sie für einen weniger edlen Zweck bestimmt gewesen wäre. Aber Geld, das den armen, braven, verwundeten Ruschiks gehörte? Niemals! Im Gegenteil, er rief schleunigst durch das Telephon den Verwalter des betreffenden Spitals zu sich, legte ein Päckchen Banknoten auf den Tisch, lächelte und sagte: „Belieben Sie zu zählen!“ Der Verwalter gehorchte.

„Fünfhundert Rubel,“ sagte er dann.
„Fünfhundert Rubel, sehr richtig,“ bestätigte der Direktor. Und indem er plötzlich seine ganze Gestalt straff spannte, die Stirn in ernste Falten legte und nicht ohne Größe seinen schönen schwarzen Vollbart strich, maß er den Verwalter hoheitsvoll durch die goldenen Gläser und sagte: „Diese Summe, mein Lieber, ist das Geschenk einer Fürstin! Nehmen Sie sie, und verteilen Sie sie unter die armen Verwundeten Ihres Spitals!“

Der Verwalter war abwechselnd blaß und rot im Gesicht geworden, denn solche Geschenke erhielt er nicht alle Tage. Mit atternden Händen griff er zu.

„Ich erlaube mir, Euer Wohlgeboren devotest zu danken!“ flüsterte er.

Der Direktor lächelte, strich sich erneut seinen schönen Bart und nickte nachlässig mit dem Kopfe.

„Es ist gut, Sie können gehen!“ verabschiedete er den Ver-walter.

Und mit einer Genußnahme, die seine breite Brust schwellen machte, trat er vor den Spiegel, um einen Mann zu betrachten, der sich einer schweren Versuchung gegenüber standhaft erwiesen hatte.

* * *

Der Verwalter freilich war weniger ehrlich, denn der innere Kampf, den er auszufechten hatte, wogte längere Zeit unentschieden hin und her.

„Wieviel stehle ich?“ fragte in ihm der russische Beamte.

„Tölpel, stiehl alles!“ antwortete der böse Geist.

„Nein, lasse einen Teil den verwundeten Russen!“ mahnte das patriotische Gewissen.

Und es kann nicht verschwiegen werden, daß das patriotische Gewissen schließlich doch den Sieg davontrug.

Der Verwalter nämlich trennte, da fünfzig Verwundete in seinem Spital lagen, von den erhaltenen fünfhundert Rubeln fünfzig Rubel ab und verteilte sie an die einzelnen Leute, so daß ein jeder Soldat einen Rubel erhielt.

Der Verwalter hielt aus diesem Anlaß eine kleine patriotische Rede.

„So seht Ihr, Kinder,“ schloß er diese Rede, „daß Mütterchen Rußland unser aller zur richtigen Zeit stets gedenkt!“



Das Usatal.

Von Karl Schütz.

Im östlichen Taunus sind heute noch große Wandergebiete, in die sich der Strom der Touristen viel spärlicher verirrt, als in den westlichen Taunus. Stiller und friedlicher liegen hier die Landstraßen, und wer gar abseits in die Seitentäler geht, trifft hier noch manches unentdeckte Idyll. Von den großen Haupttälern, die den Taunus durchziehen, liegt das Usatal am östlichsten. Ueber seine Beschaffenheit berichtete schon Vogel zu Anfang des vorigen Jahrhunderts:

„Die Usa hat ihre Quelle über Anspach im Gebirge und durchfließt das Amt Usingen von Westen nach Osten. Sie nimmt darin die Nebenflüsse Arnsbach, Huhnbad, Eschbach und Wiesbach (die, wie schon ihr Name bezeugt, nur kleine Bäche sind) auf und verläßt dann das Herzogtum Nassau und vermischt sich bei Usenheim mit der Wetter. Die südlichen Nebenbäche der Usa werden von tief eingeschnittenen und schmalen Tälern begleitet, deren Abhänge mit kuppigen Felsenpartien besetzt sind.“

Das Usatal ist nicht gerade fruchtbar zu nennen, vor allem läßt die Bodenbeschaffenheit zu wünschen übrig, und auch die Bodenformation ist der Kultur in landwirtschaftlichem Sinne keineswegs günstig. Da auch keinerlei Bahnverbindung besteht, die direkten Anschluß an die Hauptlinien der Wetterau oder des Rheingaus ermöglicht, kann auch von industriellem Leben keine Rede sein. Erst seit einigen Jahren hat die Quarzverarbeitung etwas Leben in das stille Tal gebracht.

Der Wanderfreund wird die Verkehrsstille im Usatal nicht missen mögen. Er wünscht sogar die Automobile, die von Nauheim her zuweilen das Tal durchrasen, weit weg und flüchtet hinauf in die stillen Wege am Bergwald, wöhin der Auto Staub nicht dringen kann.

Die Besiedelung des Tales ist nicht groß. Die wenigen Orte, die an der Usa liegen, sind stille Taunusorte, die ihren Haupterwerb in der kargen Bodenbestellung finden.

Im oberen Lauf der Usa ist Anspach zu nennen. Das Dorf hat seit Eröffnung der Usinger Bahn eine gute Entwicklung erfahren; die Strecke zwischen Bahnhof und Ort ist bereits zum größten Teil ausgebaut. Als Ausgangspunkt für mannigfache Touren ist Anspach dem Tauniden wohl bekannt. Im Mittelalter hieß der Ort Langenanspach, hatte aber keine größere Bedeutung, weil hier weder ein Burgsitz war, noch dem Orte Stadtrecht eingeräumt war, so daß die Bewohner alle Mühsale der unfreien Bauern, die unter dem Druck der Leibeigenheit seufzten, durchzumachen hatten. Es gab im Taunus Ortschaften, deren Bewohner im Mittelalter ausschließlich aus Leibeigenen bestanden, zum Beispiel Eschbach bei Usingen, wo die Herren von Cleeburg ihre sehr unumschränkten Rechte übten.

Auf unserer Wanderung treffen wir an der oberen Usa noch Westerfeld; auf einem Berge liegt in westlicher Richtung der alte Ort Rod am Berge, der namentlich zur Zeit der Frühlingstage eine herrliche Aussicht über weite Gefilde des Berglandes hinter der Saalburg bietet.

Etwas seitwärts von den Ufern der Usa, aber wohl noch in das Gebiet des Usatales zu zählen, ist Usingen zu nennen. Das Städtchen hat einst manche glanzvolle Tage gesehen, als noch die Fürsten von Nassau-Usingen hier residierten, allen voran der ritterliche Fürst Walrad, von dem die deutsche Kriegsgeschichte viel zu erzählen weiß. Als ein großer Brand das Schloß, das schon verlassen war, zerstörte, baute man es nicht wieder auf. Heute steht das Lehrerseminar an seiner Stelle und vom malerischen Schloßgarten aus kann man die jungen, angehenden Volksbildner beim Spiel und Turnen beobachten. Im Schloßgarten aber fesseln den Naturfreund die herrlichen, zweihundertjährigen Eichenbäume, vierunddreißig an der Zahl.

Hinter Usingen beginnen wir unsere Wanderung im eigentlichen Usatal. Grüne Wiesengründe liegen zwischen hohen Waldbergen und stille Gehöfte und uralte Mühlen liegen im Tal. Links auf der Höhe, versteckt hinter den Bergen, liegt das alte Dorf Wernborn. Die Kirche war eine viel besuchte Wallfahrtskapelle, und Wernborns Ruf drang weit bis ins Hessenland und in den Rheingau hinein; die Reformation machte den Wallfahrten ein Ende.

Auf der jenseitigen Höhe lugt aus dem Bergwald ein schlichtes Kirchlein hervor: die Marienkapelle. Einst war sie Pfarrkirche von Cransberg; um die Kapelle stehen noch die Reste der alten Mauer des Pfarrhauses und der Glöcknerwohnung. In einem Nebental der Usa, am Wiesbach, grüßt uns das idyllische Cransberg, eines der schönsten Bilder des Taunus. Wie lieblich liegt der Ort, von der nahen Höhe gesehen, im Tale, überragt von der Burg, die aber, entgegen anderen Taunusburgen, nicht Ruine ist, sondern zu einem schönen Sommeritz ausgestaltet wurde. Im Mittelalter hatte Cransberg ein „Halsgericht“, und mancher Sünder mußte hier von der Welt Abschied nehmen. Heute hat Cransberg die Stiftung eines wackeren Bürgers, des aus dem Orte gebürtigen Maurermeisters Joh. Fischer, der sein Vermögen zum Wohle für die armen Cransberger bestimnte.

Wir setzen unsere Wanderung im Usatal fort; die Straße führt in langen Windungen längs des großen Kirchwaldes hin, bis wir Ziegenberg erreichen. Das Schloß steht stattlich auf einer Höhe, etwas unbedeutend schmiegt sich der Ort an seinen Fuß. In Ziegenberg wird der Name Goethe lebendig; hinter den weißen Mauern des Schlosses soll Goethe gewohnt haben, und auch eine Goethe-Linde gemahnt uns an den Olympier.

Das Usatal tritt nun allmählich aus den Bergwäldern des Taunus in freieres Land. Das fruchtbare Land der Wetterau kündigt sich an. Es ist noch nicht lange her, da kamen allwöchentlich auf hohen Planwagen die „Hochweiseler“ nach Homburg und Nauheim und verkauften in ihrer originellen Hesseentracht ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse für die Küche der Hausfrau. Nachdem wir in Langenhain, Ober- und Niedermörlen stattliche und wohlhabende Orte durchwandert haben, deren Umgebung namentlich in der Zeit der Baumbüte große Reize enthalten, nähern wir uns Nauheim und Friedberg und damit dem Ende unserer Wanderung.



Der Pirol.

Von M. Merk-Buchberg.

Zunächst ein Leumundszeugnis: „Dem Kukud am nächsten bezüglich der Nahrung kommt der Pirol, indem er ebenfalls ein ausgesprochener Liebhaber von behaarten Raupen ist; vor allem scheint er Ringel- und Kiefernspinnerraupen zu lieben, doch auch in Nonnenrevieren hat man schon größere Ansammlungen des schönen Vogels ge-

sehen. Er macht sich außerdem auch als ständiger Bekämpfer des Maikäfers und des Eichenwicklers dem Forstmanne nützlich." (Escherich, Die Forstinsekten Mitteleuropas.)

Ein Vogel mit solch vortrefflichem Leumundzeugnis muß um so mehr viele Freunde haben, wenn er zugleich ein farbenschöner Vogel ist. Und das ist der amfeligroße Pirol ohne Zweifel. Das Männchen ist orangefarben und besitzt vom Oberschnabel zu den Augen einen schwarzen Zügel. Schultern, Flügeldeckfedern und Schwingen sind schwarz. Die Armschwingen haben gelbe Ränder, und der Stoß zeigt an seinem Ende ein gelbes Band. Der kräftige Schnabel ist trüb rot, das Auge ist schön karminrot. Der Jungvogel und das Weibchen sind gelbgrün mit weißlichen und schwärzlichen Zeichnungen an den Schwingen; der Schnabel ist bei ihnen grauschwarz. Unter den Stimmlauten des sehr lebhaften und „gesprächigen“ Vogels fällt insbesondere jener hell und prächtig klingende Glodenruf angenehm ins Ohr, der dem Pirol naturnachahmend seinen Namen verschafft hat. Ein Pirolpaar belebt den ganzen Wald, mag es nun zänkisch-rechthaberisch sein rauhes Kräd Jäd kröchen, mag es mißtrauisch erregt schnarren, mag es in froher Paarlust kosen und schwagen, oder mag das farbenschöne Männchen seinen Glodenruf hören lassen, als habe es selber seine helle Freude an seiner Kunst. Das Pirolpaar bei seinem munter-geschäftigen Treiben zu belauschen, etwa zur Zeit der Birsch auf den roten Boß, schafft unversehens Genuß, erfordert aber Geschick, Erfahrung und auch ein bißchen Glück, denn im Walde ist der Pirol ein vorsichtiger, selbst scheuer und mehr zum Verborgensein geneigter Siedler. Wo er aber etwa Park- oder Gartenvogel geworden ist, lernt er den ihm wohlgesinnten Menschen bald kennen, denn er ist begabt, sammelt Erfahrungen und besitzt Unterscheidungsvermögen, und unter Verhältnissen wie gedacht gibt er sich dann vertraut und unbefangen nach jeder Richtung hin, auch in seinem Bauen, Brüten und Alzen. Wo der Pirol etwa als Parkvogel sich ansiedeln möchte, — er wird auch hier niemals Gesellschaftsvogel — empfiehlt es sich, ihn ja nicht zu vergrämen; denn er ist ein ganz vortrefflicher Kerbtiervertilger, der seinem Beherberger feig Interesse und seine vernünftige Schonung reichlich vergilt. Das hat sich mehrfach und vielerorts gegenüber der mitunter recht folgeschweren Eichenwicklerplage gezeigt; in Anlagen, die den Pirol beherbergten, kam der Fraß nicht auf, und der so leicht zum Massen-schädling werdende Kleinschmetterling wurde allmählich von dem Pirol gänzlich vertilgt. Sozusagen nebenan, abseits des Jagdreviers unseres Vogels, entwickelte sich der Fraß in unerwünschtem Maße. Wenn man, was die Vertilgung forstlicher Schädlinge angeht, den Pirol neben den Kuckuck stellt, so verdient er diese Rangeinteilung mit Fug und Recht. In selbstverständlicher Würdigung dieser Tatsachen haben auch die Vogelschutzgesetze die Goldamsel, wie unser Vogel u. a. noch heißt, unter ihre schützende Fürsorge gestellt.

Fehler haben und machen wir alle, und auch Meister Goldroß mit den Rubin-Augen schlägt einmal über die Stränge. An Kirschen habe ich ihn begierig naschen sehen, und ich habe mich immer darüber gefreut, mit welcher Gerissenheit der flinke Kerl herbeihuscht, seinen Federbüßchen maust, um dann blühschnell wieder zu verdusten. Das hat mich immer an die nun schon längst verschwundenen schönen Jahre erinnert, da auch ich — — —! Ging's gut hinaus, so schmeckte kein Obst so gut, wie das „geklaut“; ging's dreckig, so war der sonst geduldigste Teil des Daseins voll wenig vergnüglicher Erinnerungen. Ja, wenn man noch einmal „so ein Früchtchen“ sein dürfte!

Der Pirol ist vorzugsweise Eichenvogel; jedenfalls ist er an Laubholz und Laubwald so gut wie völlig gebunden. Dem reinen Nadelwald fehlt er vollständig; im gemischten Bestande kann er vorkommen, weil ihm dort Laubholz zur Verfügung steht. Als Wärme- und unermüdlich-gieriger Kerbtierfresser ist er auch im Hochgebirge als Standvogel nur höchst selten anzutreffen.

Der Pirol als starker Fresser beansprucht ein großes Revier für sich allein; das Paar kämpft, sobald es einmal Stand genommen hat, jeden Eindringling der gleichen Art mit Schneid und viel Gelärme ab und eckt ihn hinaus.

Dafür belebt es, nach A. E. Brehms zutreffendem Wort, einen ganzen Wald, und man kann nur sagen, es belebt ihn ansprechend für Auge und Ohr.

Der Name Pfingstvogel verrät uns, daß der Pirol erst spät im Jahre, um die Pfingstzeit nämlich, aus seiner Winterherberge zu uns in seine Heimat kommt, um alsbald seinen kunstvollen Nestbau zu beginnen. Das Nest steht entweder in Gabelästen, doch ist solche Bauform sehr selten, — ich habe sie nur einmal gesehen, — oder es hängt, sorgfältig geflochten und gefestigt, in einer Gabel, bald hoch, bald in Manneshöhe, doch ist das letztere das ungewöhnlichere. Das Gelege wird von beiden Eltern erbrütet; die Brütezeit dauert wenig über zwei Wochen. Die Entwicklung auch der Jungvögel schreitet gleichfalls sehr rasch voran, Sie sind auffallend schnell besfliegen und verlassen das Nest schon im zweiten Jugendkleide. Dem Verlassen des Nestes geht also die erste Jugendmauser voraus. Als Flitterer sind die Altvögel unermüdlich, und sie halten tapfer, besorgt und treu zu Heim und Kind. Nach einem mich begleitenden Dackelhund stieß ein Pirolpärchen, als ich in der Nähe des Nestes vorüberging. In der Regel macht der Pirol nur eine Brut von vier, auch fünf Jungen. Die Eier sind meist weiß, und grau gefleckt und gepunktet. Auch findet sich rötliche und bräunliche Fleckenzeichnung.

Außer Kerbtieren und, wie erwähnt, Kirschen verzehrt der Pirol allerhand Beeren.

Ungeachtet seines robusten und von Rechthaberei und Zanksucht nicht freien Gehabens ist der Pirol ein zarter und hilfloser Vogel, der sich kaum für die Käfigpflege empfiehlt. Das freie, scheue Waldkind bietet als Gefangener einen Anblick zum Erbarmen. Lasse der verständige Naturfreund die Freien in der Freiheit!

So spät der Pirol kommt, so früh geht er auch wieder. Vom August an wird er schon unstet, bis spätestens Mitte September ist er bestimmt verschwunden. Nur einmal habe ich noch zu Ausgang des September in einem Garten ein einzelnes Männchen gesehen, einen Durchzugsgast, der sich nur einen Tag aufhielt.

Den schon erwähnten Bezeichnungen Pirol, Goldamsel und Pfingstvogel hat der Volksmund noch eine Reihe Namen beigelegt, die zum Teil gleich dem Worte Pirol Lautnachahmungen sind: Gottes- und Kirschkvogel, Schulz von Milo, Vogel Bülow, Wehrauch, Widewal, Bierefel, Berolst, Pirreule, Regenkeze, Golddrossel, Gelbling usw. Spatzvögel deuten auch wohl den Glodenruf des Vogels in die mehr gut gemeinten, als poetischen Worte um: Pfingsten ist's! Bier hol! Auslaufen! Mehr holen!

Aber ob mit, ob ohne des Bacchus und Sambrinus Gabe wird jedermann an dem prächtigen, lauten und behend-munteren Pirol seine Freude haben. Er gehört zu den ansprechendsten und schönsten unserer einheimischen Wald- und Parkvögel, er, der unzertrennliche Freund der lieblichen Birke und mehr noch der markig-schönen deutschen Eiche.



Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Deutsche Worte.

Wenn auf irgendeinem Gebiet, so ist es auf dem der Politik, daß der Glaube handgreiflich verge verfest, daß Mut und Sieg nicht im Kausalzusammenhange, sondern identisch sind: wenigstens für einen König von Preußen, Gott sei Dank, sei es noch so.

Bismarck.

Der solchen Schlangen dient, der wird wie sie zertreten. Höll und Teufel, ich fühle meinen ersten Born! . . . Ich kann nichts hassen als den Treubruch, den Verrat, die Gleisnerei und all die feigen Laster, auf denen er herankriecht wie die Spinne auf ihren hohlen Beinen. . . . Mir scheint, ich stehe hier für die ganze Welt, und meine Zunge ruft, wie die Glode zum Gebet, zur Rache und zum Gericht, was Mensch mit Menschen ist!

Friedrich Hebbel (in den „Nibelungen“)

Solche Soldaten haben wir!

Ein Offizier schreibt: Allen Riesmachern hätte ich gegönnt, folgende kleine Episode mitzuerleben:

In einem Transport Ersatzmannschaften, der vor einigen Tagen an die Front ging, hatte jede Kompanie des Ersatz-Battalions . . . eine bestimmte Anzahl Ausgebildeter zu stellen. Der Rest sollte zunächst noch zurückbleiben. In letzter Stunde wurden jedoch von der . . . Kompanie noch 20 Mann angefordert. Da aber 50 Ausgebildete dieser Kompanie mäßigbereit waren, hatte das Ausuchen große Schwierigkeiten — jeder wollte durchaus zu den 20 Ausgewählten gehören, nicht einer wollte zurückbleiben. Der Kompanieführer wurde mit Bitten bestürmt. Wie sollte er dieser Begeisterung gerecht werden? Da kam ihm ein rettender Gedanke, er veranstaltete zwischen den 50 Bewerbern sofort ein Wettlaufen über den Kasernenhof. Wie rannten und stürmten diese prächtigen Feldgrauen los! Das Herz schlug einem im Leibe, als man dies Ringen um die Ehre sah, sobald als möglich an den Feind zu kommen. Die 20 Sieger erhielten die bereits abgegebene Ausrüstung zurück, und bald darauf marschierten sie stolz mit ihren Kameraden zum Tore hinaus, dem Feinde entgegen.

— O, ihr kleingläubigen Riesmacher, wo ist da etwas von Kriegsmüdigkeit?

*

„Tiroler Bergbauern“.

Von dem österreichischen Arbeiterdichter Alfons Pechold, dessen Gedichte zu dem Wertvollsten gehören, was die österreichische Poesie zum Weltkriege beigetragen hat, erscheint in den nächsten Tagen bei Eugen Diederichs in Jena eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Volk, mein Volk“. Wir geben eine Probe daraus wieder, die der Stimmung des österreichischen Volkes in diesen Tagen der neuen Gefahr einen starken Ausdruck verleiht:

Ihr langsame Schreiten dröht eisern über das Pflaster,
aus dem sie herausgewachsen erscheinen,
ihre Gesichter kennen kein Lachen und Weinen,
fremd sind den Augen die Tugend und das Vaster.
Auf ihren kantigen Stirnen
liegen die Schatten der Berge ernst und schwer,
ihre Weiber und Dirnen
kommen wie heilige Frauen daher;
hochauferichtet,
den Blick zu Boden gesenkt,
als hätte Gott in sie hineingeblickt
himmlische Demut, die nicht nimmt, nur schenkt.
Aber manchmal blüht
es hinter den stillen Augen der Männer und Frauen hervor,
dann ist es so, als blüht
in ihren knöchernen Fingern Senfe und Büchsenrohr;
Steine sehe ich wälzen
ihre Berge herab, dem Feind zum Verderben,
und lachenden Auges ihre Felsen
mit dem Blut verbakter Fremdlinge färben.

*

Heim über die deutsche Grenze.

. . . Als wir dann weiterfahren, kommt allmählich eine gewisse Unruhe in unsere Gäste. Jeder weiß, es geht nun flott auf die Grenze zu, und immer wieder werde ich gefragt, wann wir in Aachen, unserem vorläufigen Bestimmungsort, eintreffen werden. Da wird nun die Geduld noch auf eine harte Probe gestellt; denn auf dieser Strecke herrscht ein überaus lebhafter Verkehr von Personen- und Gütersügen, und häufiger, als es uns in der Ungeduld, erst wieder auf deutschem Boden zu sein, lieb ist, hält der Zug auf einer kleinen Station oder auf freiem Felde. Aber endlich fahren wir durch das interessante Ländchen Neutral-Moresnet, dessen „Neutralität“ diesen Krieg wohl kaum überleben wird, und nun klettert die Maschine, schwer arbeitend den Zug hinter sich herschleppend, die Hügelkette hinauf, die im Osten den Horizont abschließt. Noch ein letzter Tunnel, und als wir aus ihm herausfahren, da grüßt uns, die Wachstums mühe schwenkend, ein deutscher Landsturmposten, und zeigt auf ein roh gezimmertes Holzkreuz, auf dem das Wort „Deutschland“ steht. Manchmal schon machte ich diese Fahrt, und immer wieder wird mir weich und froh zugleich ums Herz, wenn ich diesen Grenzpfahl sehe, den die braven Landsturmlaute als stummen Gruß für die aus dem Feld heimkehrenden Kameraden hier errichteten, und in welch höherem Maße ist das wohl bei denen der Fall, die nach langen Monaten der Gefahr und des Mühsals zum ersten Male wieder das Bewußtsein haben, auf deutschem Boden, im Vaterlande zu sein. „O, Deutschland, hoch in Ehren, du heil'ges Land der Trenn“, möchten wir singen, wenn man sieht, wie sich mit einem Schlag die Umgebung geändert hat, durch die wir jetzt

fahren. Aus den Fenstern der mit Ortschaften dicht besetzten Landschaft ist es ein Grüßen und Winken, das kein Ende nehmen will; die Kinder auf der Straße reißen ihre Mäusen herunter und fucheln vor Begeisterung und Freude mit den Armen, — es ist wie eine Triumpfhahrt für unsere braven Verwundeten von der Grenze bis nach Aachen, dessen Türme im Tal vor uns sichtbar werden, und bald hält der Zug auf dem Bahnhof der alten deutschen Kaiserstadt. Es heißt jetzt, Abschied nehmen von unseren Gästen, die von hier aus den verschiedenen Reservelazaretten im Lande zugeführt werden. Wir aber fahren noch eine Strecke weiter, bis zu einer größeren Eisenbahnwerkstatt, wo der Zug gründlich gereinigt und notwendige Ausbesserungen ausgeführt werden. Dann geht es am Nachmittag des anderen Tages wieder zurück über die Grenze, hinein in das feindliche Land, wo unseren Zug schon neue Gäste erwarten. Wie lange wird es noch dauern, bis der Zug seine letzte Reise in seiner augenblicklichen Bestimmung macht? Vielleicht noch Wochen, vielleicht Monate, aber wir alle haben die feste Überzeugung, daß seine letzten Insassen Sieger sein werden. (Zög. Adsch.)

*

Der Starke.

Der Schwache lebt mit Behagen nur in Vergangenheit und Zukunft, gefangen in wehmütigen Erinnerungen an Verlorenes oder in rosigten Hoffnungen auf nicht Vorhandenes. Ruinen und Lustschlösser sind seiner Seele Lieblingsaufenthalt. — Der Starke steht fest in der Gegenwart; seine Kraft wurzelt in der Vergangenheit und zieht aus ihr bodenständige Nahrung; er freut sich zugleich der Zukunft, wie der Sämann, der mit festem Schritt aus sicherer Hand seine Saat ausstreut und auf Sonne und Regen vertraut, die sie zum Keimen und zu Wachstum bringen. Enttäuschungen und Hoffnungen schwächen nicht seine selbstbewußte Kraft, die auch das Ungewisse zielbewußt zu bändigen weiß. Adolf Matthias.



Luftige Ecke.

Besuch: „Wer singt denn da?“ — Hausfrau: „Das ist unser neues Mädchen. Es singt immer bei der Arbeit.“ — Besuch: „Welch glückliches Temperament. Aber wie laut sie singt!“ — Hausfrau: „Ja, wenn sie laut singt, bricht sie etwas entzwei.“

Enne (sechs Jahre alt): „Und wenn wir groß sind, wollen wir heiraten, nicht wahr, Willi?“ — Willi (betäubt): „Nein, Enne, ich kann nicht in eure Familie hinein heiraten. Dein Papa hat schwache Augen und deine Tante hat einen verdächtigen Husten.“

Diener: „Ja, gnädiger Herr, der größte Teil der Dienerschaft ist bereits vierzig Jahre in der Familie des Herrn Grafen.“ — Der Schwiegervater des Grafen: „Es tut mir leid um euren Willen, aber vierzig Jahre rückständigen Lohn holt ihr aus mir nicht heraus!“

Die Mutter war am Samstagabend dabei, den Kindern das Abendbrot zu bereiten, als eine junge Frau an ihre Tür kam und sagte: „Ich sammle für das Trinkerasyl, können Sie uns nicht auch etwas zuwenden?“ — „Kommen Sie später noch mal wieder, und ich werde Ihnen meinen Mann mitgeben,“ entgegnete die Frau und machte sich wieder an ihre Arbeit.

„Was hat auf Ihrer Gebirgstour den größten Eindruck auf Sie gemacht?“ — „Ein sehr hübsches Mädel, das im Herrensis auf einem braunen Kaultier saß.“

„Warum ist er so aufgebracht gegen die Dame, mit der er kürzlich verlobt war?“ — „Weil sie ihm einen Diamantring zurückschickte mit dem Vermerk auf dem Paket: „Vorsicht! Glas!“

Vater: „Sie müssen aber wissen, mein Herr, daß meine Tochter nicht eher etwas erhält, als nach meinem Tode.“ — Bewerber: „O, das macht nichts, das ist in Ordnung! Ich habe genug, um zwei oder drei Jahre zu leben.“

Der Mann (sich rasierend): „Der Denker hole das Messer!“ — Die Frau: „Was ist denn nun wieder los? Du bist ja in einer gräßlichen Laune.“ — Der Mann: „Mein Rasiermesser ist so entsetzlich stumpf.“ — Die Frau: „Stumpf? Ich habe noch gestern damit ein altes Kleid aufgetrennt, und es schnitt großartig.“

Sing: „Die Moden wechseln.“ — Anna: „Ja. Früher zeigten die Frauen die Kleider, jetzt zeigen die Kleider die Frauen.“

„Papa.“ — „Ja, Willi.“ — „Der Lehrer sagt, wir sind hier, um anderen zu helfen.“ — „Ganz gewiß sind wir das.“ — „Aun, wozu sind dann die anderen hier?“